



Barbara Stambolis (Hrsg.)

Vaterlosigkeit in vaterarmen Zeiten

Beiträge zu einem historischen und
gesellschaftlichen Schlüsselthema

BELTZ JUVENTA

Barbara Stambolis (Hrsg.)
Vaterlosigkeit in vaterarmen Zeiten

Barbara Stambolis (Hrsg.)

Vaterlosigkeit in vaterarmen Zeiten

Beiträge zu einem historischen und
gesellschaftlichen Schlüsselthema

BELTZ JUVENTA

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2013 Beltz Juventa · Weinheim und Basel

www.beltz.de · www.juventa.de

Druck und Bindung: Beltz Druckpartner GmbH & Co. KG, Hemsbach

Printed in Germany

ISBN 978-3-7799-5065-3

Vorwort

„Vaterentbehmung“, „Vaterferne“, „Vaterverarmung“, „Vatermangel“ sind nur einige der Stichworte, die im Zusammenhang mit dem weiten Forschungsfeld „Vaterlosigkeit“ genannt werden können. Aus der Fülle von Literatur zu höchst unterschiedlichen Facetten seien etwa auch folgende Formulierungen herausgegriffen: „Vaterland ohne Väter“, „Das Drama der Vaterentbehmung“ oder „Vatersuche“. Für den hier vorgelegten Band wurden in Kenntnis der Breite, mit der das Thema „Vaterlosigkeit“ wissenschaftlich und öffentlich seit Jahren diskutiert wird, schwerpunktmäßig Akzente gesetzt; ohne den Anspruch zu erheben, umfassende Antworten zu geben, widmen sich die Autorinnen und Autoren folgenden gesellschaftlichen, historischen und nicht zuletzt psychologischen Aspekten: Sie wenden sich zum einen der Tatsache zu, dass im 20. Jahrhundert zahlreiche Kinder kriegsbedingt ohne Vater aufwuchsen (rund ein Viertel derjenigen deutschen Kriegskinder, zwischen 1930 und 1945 geboren, sind ohne Vater groß geworden). Sie richten ihre Aufmerksamkeit jedoch nicht nur auf die Folgen, die sich lebensgeschichtlich für Individuen aus ihrem konkreten Aufwachsen ohne leibliche (und in vielen Fällen wohl auch nur unzureichend unterstützend wirkende soziale) Väter ergeben. In den Blick genommen haben sie zudem eine im übertragenden Sinne als „vaterlos“ zu bezeichnende Gesellschaft (und zwar sowohl nach dem Ersten als auch nach dem Zweiten Weltkrieg), in der es an väterlich-männlichen Orientierungen mangelte.

Der vorliegende Band ist aus interdisziplinären Vernetzungen von Forscherinnen und Forschern hervorgegangen, von denen sich einige seit Jahren bereits im wissenschaftlichen Austausch befinden; weitere Experten sind hinzugekommen. Sie haben sich auf einer Tagung in der Akademie Franz-Hitze-Haus in Münster im Herbst 2011 einem Themenfeld zugewandt, das zudem auch interessierte Laien beschäftigt und darüber hinaus in der medialen Öffentlichkeit breite Aufmerksamkeit findet. Ein 2007 begonnenes und 2011 abgeschlossenes Projekt der Herausgeberin bildete einen wichtigen Impuls, diese Tagung zu organisieren: Im Zuge der Arbeit an dem Projekt „Töchter ohne Väter“, für das die Herausgeberin rund 120 Frauen aus der Kriegsgeneration des Zweiten Weltkriegs befragte, die ohne Vater aufwuchsen, kam der Kontextualisierung der dort im Mittelpunkt stehenden konkreten Erfahrungen eine besondere Bedeutung zu. Mit anderen Worten: Das professionelle Handwerkszeug des Historikers ist zwar hilfreich, jedoch nicht ausreichend, um das Leben von Menschen in „vaterar-

men Zeiten“ hinreichend beschreiben und analysieren zu können; inhaltliche Zugänge und methodische Instrumentarien der Soziologie, Pädagogik, Psychoanalyse und Psychologie ermöglichen jeweils spezifische Deutungen komplexer gesellschaftlicher Phänomene wie sie mit dem Stichwort „Vaterlosigkeit“ angesprochen sind, die eine Zusammenschau von Erklärungsangeboten ermöglichen.

Den in unserem Band versammelten Experten sei für ihr großes Engagement gedankt, die Tagungsidee mit Inhalten zu füllen, sowie für ihre Bereitschaft, ihre Vorträge anschließend in Beiträge zu verwandeln, die inhaltlich in einigen Fällen weit über die Tagungsreferate hinausgreifen. Die Entscheidung, die Beiträge bei Juventa zu veröffentlichen, ist aufgrund mehrjähriger guter Zusammenarbeit im Rahmen der Reihe „Kinder des Weltkrieges“ gefallen, in der Forschungsergebnisse der Studiengruppe Weltkriegs2Kinder (w2k) veröffentlicht wurden. Dass die Drucklegung für unseren Band zügig erfolgte, ist das Ergebnis der auch diesmal guten Verlags-Kooperation, ausdrücklich auch mit Herrn Frank Engelhardt. Mein Dank gilt nicht zuletzt der Akademie Franz-Hitze-Haus in Münster, die sich seit einigen Jahren zu einem zentralen Ort für erfahrungs- und mentalitätengeschichtlich ausgerichtete Veranstaltungen zu Kriegskindheiten im 20. Jahrhundert entwickelt hat.

Barbara Stambolis

Inhalt

<i>Barbara Stambolis</i> Einleitung	9
<i>Micha Brumlik</i> Über das Fehlen der realen Vaterlosigkeit in Mitscherlichs „Vaterloser Gesellschaft“	19
<i>Roland Eckert</i> Individuelle und kollektive Traumata in der zweiten Generation	33
<i>Vera King</i> Symbolische und reale Vaterlosigkeit in Deutschland infolge der NS-Zeit und ihre weiteren Auswirkungen	55
<i>Jürgen Reulecke</i> Männlichkeit ohne Vatern Vorbild. Anmerkungen zum männlichen Aufwachsen im frühen 20. Jahrhundert	74
<i>Insa Fooker</i> „Ich wollte ihm eine Freude machen.“ Spuren „toter Kriegsväter“ in den Lebensverläufen der Töchter aus entwicklungs- psychologischer Sicht	86
<i>Barbara Stambolis</i> „Es hat mich niemand ins Leben geführt.“ Vaterlosigkeit in weiblichen Lebensrückblicken aus der Kriegskindergeneration	115
<i>Lu Seegers</i> Kriegsbedingte Vaterlosigkeit. Geschlechtsspezifische Erfahrungen und Deutungen in Deutschland und Polen	140
<i>Klaus Lieberz</i> Vaterbindung und seelische Gesundheit im Langzeitverlauf	165
<i>Martin Teising</i> Die Bedeutung des Vaters für Männer im höheren Lebensalter	176

<i>Gudrun Lehmann-Scherf</i> Mütter und Väter in Märchen	182
<i>Karin Weglage</i> Das ferne Vorbild. Kriegsbedingte Vaterlosigkeit und transgenerationale Folgen – zwei persönliche Porträts zu einem kollektiven Erbe	199
<i>Maria Kröger</i> Die Kinder des Zweiten Weltkriegs im öffentlichen Diskurs. Ein Nachwort	212
Die Autorinnen und Autoren	214

Einleitung

„Papi ante portas. Joachim Gauck und die Sehnsucht nach Autorität“ titelte der Schriftsteller Willi Winkler in der „Süddeutschen Zeitung“ im Vorfeld der Bundespräsidentenwahl im Februar 2012.¹ Er glaubte, eine gewisse „Sehnsucht nach dem strengen, klartextenden Vater“ und somit auch nach väterlicher Orientierung im weiteren Sinne erkennen zu können und meinte zugespitzt formuliert sogar, ein derartiges Verlangen nach einer politischen Vatergestalt könne nur in „vaterarmen Zeiten“ entstehen. Vor allem jedoch enthielt der Artikel viele Fragen, u. a. folgende: „Was ist da los? Waren wir bisher arme Halbweisen?“ Oder: „Brauchen wir womöglich eine nationale Psychoanalyse?“ Dieser Zeitungsartikel gibt ein Stimmungsbild gesellschaftlicher Befindlichkeiten wider und spricht einen grundlegenden Aspekt gegenwärtig medial breit geführter Diskussionen um das Thema „Vaterlosigkeit“ an: Im gesellschaftlich-politischen Leben mangle es an überzeugenden Persönlichkeiten, die väterliche Autorität glaubwürdig vertreten könnten. Nicht selten wird in diesem Zusammenhang auf Alexander Mitscherlichs Studie „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft“ aus dem Jahre 1963 Bezug genommen, oft jedoch, ohne auf den Inhalt dieser vielzitierten Gesellschaftsdiagnose einzugehen.

Einem anderen, weiteren Aspekt von „Vaterverarmung“ wird derzeit nicht minder großes öffentliches Interesse zuteil: Es ist von vielfachen Überforderungen in Familien die Rede, in denen konkret die Väter fehlen. Der Ruf nach „neuen Männern“ wird häufig eng mit dem nach „neuen Vätern“ in einem Atemzug laut. „Der Spiegel“ titelte z. B. anlässlich des Weltfrauentags – in Anlehnung an den bekannten Song von Ina Deter aus dem Jahre 1982 „Neue Männer braucht das Land“ – im März 2012: „Neue Väter braucht das Land“ und berichtete unter dieser Überschrift über eine Preisverleihung an „Spitzenväter des Jahres“ unter Schirmherrschaft der Bundesfamilienministerin, ausgelobt von einer Großbäckerei.² Die Erwähnung eines derartigen Events wäre wohl kaum ernst zu nehmen, spräche sie nicht für die geradezu inflationären Kontexte, in denen Väter und Väterlichkeit

1 „Süddeutsche Zeitung“ vom 27.02.2012, S. 15.

2 <http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/0,1518,820178,00.html>, zuletzt aufgerufen am 27.05.2012.

bzw. deren Abwesenheit thematisiert werden. Andere Hinweise im öffentlichen Diskurs, beispielsweise folgender sind argumentativ fundierter: Es gehörten zum „Geheimnis einer robusten Seele“ offenbar „Fundamente psychischer Widerstandskraft“, für deren Grundlegung väterliche Bindungen eine maßgebliche Rolle spielen, an denen es jedoch häufig mangle, hieß es 2010 in einem informativ-anregenden Zeitungsartikel.³

Solchen zentralen, für individuelle Lebensgeschichten wie für gesellschaftliche Entwicklungen relevanten, in der Presse wiederholt aufgegriffenen Fragen gehen Soziologen, Pädagogen, Psychologen und Psychoanalytiker derzeit intensiv nach. Sie beschreiben beispielsweise massive Entwicklungsprobleme von Kindern ohne väterlichen Halt und männliche Vorbilder. Das positive Bild junger Familienväter als liebevolle Bezugspersonen, die ihre Kinder fördern und sie stark fürs Leben machen, kontrastiert mit Einblicken in Verhältnisse, in denen väterlich-männliche Orientierungen fehlen.⁴ Als Beispiele werden in diesem Zusammenhang häufig die große Zahl alleinerziehender Mütter oder überwiegend weibliche Umgebungen in Kindertagesstätten und Schulen angeführt. Es sind hier also konkret fehlende – nicht nur leibliche, sondern auch soziale – Väter gemeint, die, wie Horst Petri betont hat, durch „gefühlsmäßige Bindungen“ sowie durch „Zuverlässigkeit und menschliche Wärme“ für Kinder und Heranwachsende mit ihren väterlichen Eigenschaften unterstützend sein können.⁵

Mit dem Thema abwesender Väter – und überforderter Mütter – beschäftigten sich kritische Beobachter und Forscher bekanntlich bereits nach 1945 eingehend. Alexander Mitscherlich sprach 1955 etwa davon, vom Vater könnten Kinder offenbar zunehmend weniger lernen, er verblasse als Autorität und Vorbild; es sei „an ein Erlöschen des Vaterbildes“ zu denken. Statt – vor allem auch durch seine Vorbildfunktion im Arbeitsleben – als Autorität anerkannt zu werden, stelle der Vater häufig nur noch ein „Schreckgespenst“ für Kinder und Heranwachsende dar.⁶ Nicht selten diagnostizierten Wissenschaftler auch, eine „maskuline Welt“ gebe es zwar noch, aber keine „männliche“, wobei Anzeichen bereits um die Wende vom

3 Christina Berndt: Was Menschen stark macht. Das Geheimnis einer robusten Seele, „Süddeutsche Zeitung“ vom 30., 31.10., 01.11.2010.

4 Vgl. beispielsweise: Matthias Franz: Wenn der Vater fehlt, in: Psychologie heute 3, 2004, S. 20-24; ders.: PALME – ein präventives bindungsorientiertes Elterntaining für alleinerziehende Mütter und ihre häufig vaterlosen Kinder, in: ders., André Karger (Hg.): Neue Männer – muss das sein? Risiken und Perspektiven der heutigen Männerrolle, Göttingen 2011, S. 153-160.

5 Horst Petri: Das Drama der Vaterentbehrung, 6. aktualisierte Aufl., München, Basel 2009, S. 103.

6 Alexander Mitscherlich: Der unsichtbare Vater. Ein Problem für Psychoanalyse und Soziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 7, 1955, S. 188-201, hier S. 188f. und 195.

19. zum 20. Jahrhundert zu erkennen gewesen wären, als Männer „die innere Unsicherheit durch Vollbart, unechtes Pathos, Familientyrannie und Gottähnlichkeit zu kaschieren“ versucht hätten.⁷ Im Zusammenhang mit alarmierenden Anzeichen für „Männlichkeit in der Krise“ und die damit einhergehende „Vaterverarmung“ wurde besonders über den „deutschen Autoritarismus“ als geschichtliches Problem diskutiert; Mitscherlichs Studie zur „vaterlosen Gesellschaft“ aus dem Jahre 1963⁸ baute bekanntlich auf einschlägigen diesbezüglichen Analysen auf.⁹ Das Hauptgewicht der Diagnosen lag auf dem Verfall väterlicher Autorität, während Fragen nach Mutterbildern, die ja infolge der Vaterkrise eine Aufwertung hätten erfahren haben können, marginal blieben. Mitscherlich, der bereits 1948 dezidiert von dem Zusammenbruch einer „auf väterlicher Herrschaft errichteten Welt“ und einer vater- und damit „weltungläubigen“, d.h. zutiefst verunsicherten Jugend gesprochen hatte,¹⁰ inspirierte mit seinen Arbeiten und Vorträgen in den 1950er Jahren eine Reihe empirischer Studien, in deren Mittelpunkt „schwindende Väterlichkeit“ und „Vaterverarmung“ standen.¹¹ Diese Gesellschaftsanalysen werden seit einigen Jahren vor allem im Hinblick auf damals vorhandene und aus heutiger Sicht zu korrigierende Deutungen diskutiert.¹²

Gegenwärtige Erfahrungen – sowohl mit einer konkreten als auch in gesellschaftlichem Zusammenhang wahrgenommenen Vaterproblematik – sind, wie mediale Debatten und wissenschaftliche Studien zeigen, von entsprechenden historischen Tiefendimensionen kaum zu trennen. Großeltern der heute im Mittelpunkt stehenden Kinder und Jugendlichen fragen nach möglichen generationenübergreifenden Zusammenhängen in ihren Familien. Viele nach 1945 vaterlos Aufgewachsene stellen rückblickend nicht

-
- 7 Joachim Bodamer: *Der Mann von heute. Seine Gestalt und Psychologie*, 2. Aufl., Stuttgart 1956, S. 98f.
- 8 Vgl. Tobias Freimüller: „Selbstvergewisserung in therapeutischer Absicht“ – Alexander Mitscherlich und die „vaterlose Gesellschaft“ der Bundesrepublik, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 36, 2008, S. 182-196.
- 9 Grundlegend zu diesem Aspekt: Max Horkheimer, Erich Fromm, Herbert Marcuse: *Studien über Autorität und Familie*, Lüneburg 1936; Bertram Schaffner: *Father Land. A Study of authoritarianism in the German family*, New York 1948 (2. Aufl. 1949); David Rodnick: *Postwar Germans. An anthropologist's account*, New Haven 1948; Theodor W. Adorno, Else Frenkel-Brunswik, Daniel J. Levinson, R. Nevitt Sanford: *The Authoritarian Personality*, New York 1950.
- 10 Alexander Mitscherlich: *Jugend ohne Bilder*, in: *Die Umschau. Internationale Revue* 3, 1948, S. 102-105, hier S. 103. Zu weiteren historischen und philosophischen Kontexten: Dieter Thomä: *Statt einer Einleitung: Stationen einer Geschichte der Vaterlosigkeit von 1700 bis heute*, in: *ders.: Vaterlosigkeit*, S. 11-64.
- 11 Vgl. Stambolis: *Töchter ohne Väter*, Stuttgart 2012, S. 83-85.
- 12 Vgl. Micha Brumlik: *Ein Missverständnis. Alexander Mitscherlich und die antiautoritäre Studentenbewegung. Überlegungen zum 100sten Geburtstag des großen Gesellschafts- und Psychoanalytikers*, in der „Frankfurter Rundschau“ vom 20.09.2008.

selten beunruhigt fest, dass dieses für sie gerade im Alter psychisch noch einmal – oder besser wohl erstmals bewusst – hochbedeutsame Lebensthema, unter anderen Voraussetzungen und gesellschaftlichen Zusammenhängen zu Beginn des 21. Jahrhunderts neu an Bedeutung gewonnen hat. Sie fürchten, ihren Enkeln könne der Vater in ähnlicher Weise, wenn auch aus anderen Gründen fehlen. Sie blicken hin und wieder auch weiter zurück und stellen dann fest, dass es in ihren Familien bereits nach dem Ersten Weltkrieg junge Kriegerwitwen gegeben hat, die ihre Kinder ohne väterliche Vorbilder groß gezogen hatten. Von ihren Söhnen und Schwiegersöhnen hoffen viele Angehörige der Kriegskindergeneration, dass sie ihren Kindern gegenüber nun die Zuwendung und Zärtlichkeit zeigen können, die sie selbst entbehrt haben. Manche von ihnen würden vielleicht auch Horst-Eberhard Richters folgende Beobachtung begrüßen: Es lasse sich in gewisser Weise bei jungen, ihre Kinder beispielsweise wickelnden Vätern eine Art „Mütterlichkeit“ entdecken, die sie ausdrücklich als Väter qualifiziere; und auch alte Männer könnten überraschend viel liebevoll Zugewandtes, fast schon „Mütterliches in ihrem Denken“ zeigen, wenn sie erst einmal mit ihrer Karriere, d.h. „dem Erobern und dem Siegenmüssen“ abgeschlossen hätten.¹³ Zugleich versuchen umgekehrt auch die Enkel und Enkelinnen, lange beschwiegenen Seiten in ihren Familiengeschichten auf die Spur zu kommen. Alexandra Senfft beispielsweise setzt sich in ihrem Buch „Schweigen tut weh“ nicht nur intensiv mit ihrem Großvater, sondern auch mit ihrer vaterlos aufgewachsenen Mutter und mit der Bedeutung dieser Familienkonstellation für sich selbst auseinander.¹⁴

An „Vaterthemen“, die – wie das Beispiel von Senfft zeigt – auch „Mutterfragen“ berühren, sind Forscherinnen und Forscher sowie Publizistinnen und Publizisten beteiligt, die allmählich – mehr oder weniger vorsichtig – persönliche Erfahrungen, Forschungsfragen, Lebens- und Berufsbiographisches miteinander zu verzahnen beginnen. Ihnen gelingt es derzeit in besonderer Weise, Teilantworten auf Fragen interessierter Laien im Zusammenhang mit den angesprochenen facettenreichen Vaterthemen zu finden. Um ein Beispiel zu geben: Hermann Schulz (geb. 1938), Verleger und Autor, ohne Vater aufgewachsen, Mitautor des 2004 erschienenen Buches „Söhne ohne Väter“, ist 2010 in einer Rede ausführlicher auf seine wohl mit dem fehlenden Vater zusammenhängenden, lebenslangen Unsicherheiten eingegangen.¹⁵ Über Fragen von Väterlichkeit hat Schulz überdies wie-

13 Horst-Eberhard Richter im Spiegel-Gespräch, in: „Spiegel“ 40, 2006, S. 150-154.

14 Alexandra Senfft: Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte, Berlin 2007.

15 Hermann Schulz: Reisen über die Schattenlinie. Vom Leben und Schreiben. Rede in der Johann Wolfgang-Goethe-Universität, Frankfurt, am 1. Juli 2011, Frankfurt am Main 2011. Im Rahmen dieser Rede brachte er u. a. die Beispielgeschichte eines Kindes, das in einer Situation großer Bedrängnis einem väterlichen Beschützer be-

derholt in Lesungen aus seinen Kinderbüchern, in denen es vielfach auch um Väter – im Sinne von „Beschützern kindlicher Seelen“ – geht, mit Schülerinnen und Schülern gesprochen und dabei den autobiographischen Zusammenhang seiner Themen keineswegs geleugnet.

Die Feststellung, dass „zu den einen Lebenslauf bestimmenden“ und darüber hinaus vielleicht über mehrere Generationen Spuren hinterlassenden „Belastungen“ das vaterlose Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen gehört, ist unbestritten. Sie wurde so in aller Deutlichkeit u.a. 2004 in dem mehrfach aufgelegten, soeben erwähnten Buch „Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration“ formuliert.¹⁶ Ein inzwischen abgeschlossenes „Töchter-Projekt“, das auf der Auswertung von Fragebogenantworten vaterloser Töchter aus der Kriegskindergeneration des Zweiten Weltkriegs aufbaut, die sich zu ihren Sehnsüchten, ihrem Aufwachsen in vielfach weiblichen Umgebungen, ihren Partnerschaften, ihren Kindern und Enkeln geäußert haben, ist diesen Zusammenhängen ebenfalls und unter weitergehenden Akzentsetzungen nachgegangen.¹⁷ Die subjektiven Erfahrungen, Wahrnehmungen und rückblickenden Selbstbeschreibungen der „Töchter“ gaben Anlass, den Blick auf Hintergründe und Zusammenhänge zu richten: auf Familienideale zwischen Tradition und Wandel, auf sich verändernde Vorstellungen von Väter- und Mütterlichkeit, auf Erziehungstraditionen, auf brüchig werdende Leitbilder sowie auf gesellschaftliche und soziale Ausgangslagen und Entwicklungen. Im Zusammenhang mit diesem Projekt ergaben sich weitere Fragen an Gegenwart und Geschichte, die der Differenzierung durch Experten bedurften. Auf diese Weise ist die Tagung zustande gekommen, aus der der nun vorliegende Sammelband entstanden ist. Ausgangspunkt der Überlegungen für diese Veranstaltung war die Einsicht, dass konkrete Forschungen zu kriegsbedingter Vaterlosigkeit der Kontextualisierungen bedürfen. Diesbezüglich haben sich inter-, teilweise wohl auch sogar transdisziplinär zusammenarbeitende Kollegen, die an Kriegskindheiten im Zweiten Weltkrieg und ihren Folgen interessiert waren und sind, über Jahre bereits intensiv vernetzt und stehen auch gegenwärtig in kollegialem Austausch miteinander.¹⁸ Der Tagungseinladung sind Experten gefolgt, die sich dem

gegnet, der ihm seine Zeit widmet, der das Kind ernst nimmt und es gegenüber übermächtigen und beängstigenden Personen in seiner engsten Umgebung stärkt.

- 16 Jürgen Reulecke: Vaterlose Söhne in einer „vaterlosen“ Gesellschaft, in: Hermann Schulz, Hartmut Radebold, Jürgen Reulecke: Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration, Berlin 2004 (3. Aufl. 2009), S. 144-159, hier S. 151.
- 17 Stambolis: Töchter ohne Väter.
- 18 Grundlegend Hans-Heino Ewers, Jana Mikota, Jürgen Reulecke, Jürgen Zinnecker (Hg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungen, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive, Weinheim, München 2006; Hartmut Radebold, Gereon Heuft, Insa Fookon (Hg.): Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer

Gesamtphänomen aus unterschiedlichen Blickwinkeln näherten und Teilantworten formulierten, und zwar vor dem Hintergrund ihrer oft jahrelangen Forschungen zur nachhaltigen Wirkung von Beeinträchtigungen im Kindes- und Jugendalter durch das Fehlen des Vaters, ihrer Analysen zu Vaterlosigkeit im Sinne von Orientierungslosigkeit als gesellschaftlichem Krisensymptom, ihrer Studien zum Wandel von Familienstrukturen oder Männlichkeitsbildern, zur Bedeutung von väterlichen Orientierungen, nicht zuletzt für das eigene Älterwerden, und anderen Aspekten mehr.

Während der Veranstaltung selbst sowie in Gesprächen im nachhinein, und zwar sowohl mit Tagungsteilnehmern als auch mit Referentinnen und Referenten sowie schließlich im Zuge der Vorbereitung der Publikation der Beiträge wurde deutlich, dass die Väter, um die es hier ging und geht, buchstäblich „schweres Gepäck“ hinterlassen haben.¹⁹ Dieses beschäftigt Menschen, die ohne Väter aufwuchsen, und auch eine ganze Reihe jener, deren Väter zwar anwesend waren, die aber in keiner Weise ihrem Vater-Ideal entsprachen. Angehörige der Kriegskindergeneration, die nach 1945 ohne Väter aufwuchsen, haben bis heute nicht selten Schwierigkeiten, sich möglichen Verstrickungen ihrer Väter in die Geschichte des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs zuzuwenden. Bei Veranstaltungen wie unserer, an der Experten wie betroffene Laien gleichermaßen teilnehmen, stellen daher zeitgeschichtliche Einordnungen eine gewisse Gratwanderung dar, ein Thema, das *Micha Brumlik* (Frankfurt am Main) mit besonderer Akzentsetzung vorstellt. Er betont die langjährige starke Tabuisierung und Verdrängung der Schuld der Väter, die Sehnsucht nach väterlichen Vorbildern einerseits, die mangelnde ideelle wie auch konkrete Väterlichkeit in der deutschen Gesellschaft nach 1945 andererseits. Unter Hinweis unter anderem auf Alexander Mischerlich („Die Unfähigkeit zu Trauern“), Christoph Meckel („Suchbild. Über meinen Vater“) oder Uwe Timm („Am Beispiel meines Bruders“) umreißt er pointiert die Verdrängung des Schmerzes in der nachwachsenden Ge-

Perspektive, Weinheim 2006; Insa Fooker, Jürgen Zinnecker (Hg.): Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten, Weinheim, München 2007; Hartmut Radebold, Werner Bohleber, Jürgen Zinnecker (Hg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen, Weinheim/München 2008. Vgl. auch Hartmut Radebold: Die dunklen Schatten unserer Vergangenheit, Stuttgart 2005, 3. Aufl. 2009. Vgl. auch aus dem Vorfeld: Barbara Stambolis: Vaternord, Vaterschuld, Vaterlosigkeit. Historische Diskurse zu Vaterschaft im 20. Jahrhundert, in: *Figurationen* 2, 2005, S. 9-23.

19 Vgl. die Nobelpreisrede Orhan Pamuks aus dem Jahre 2006, die den Titel trägt „Der Koffer meines Vaters“. Darin finden sich Assoziationen, die auch für unser Thema von Belang sind, etwa langsame Annäherungen an Kindheitserinnerungen oder die Ungewissheit darüber, was für Hinterlassenschaften sich in einer solchen Erbschaft befinden könnten.

neration darüber, dass die Väter ihr Leben nachhaltig beeinträchtigt hatten, und zwar im Sinne einer „zweiten Schuld“ (Ralf Giordano).

Roland Eckert (Trier) thematisiert ebenfalls Generationenerfahrungen einer Altersgruppe, die sich in den 1960er Jahren mit ihren Vätern – und d.h. der NS- und Schuldfrage – auseinandersetzte und deutet diese in weiteren Zusammenhängen. Er stellt folgenden Gedanken in den Mittelpunkt seiner Ausführungen: Gewalterfahrungen und Verluste nahe stehender Menschen erschütterten die zuvor als unbezweifelbar erfahrene subjektive Wirklichkeit, die in der dichten Interaktion der Kindheit aufgebaut wurde. Diese wieder „zusammenzuflicken“ könne ein treibendes Motiv sein, enge Gemeinschaften aufzusuchen. Historisch gesehen lasse sich daraus möglicherweise eine Erklärung für Führersehnsüchte und eine daraus erwachsene politische Verführbarkeit ableiten. Eckert wendet sich nicht zuletzt der Frage nach Zusammenhängen zwischen individuellen und kollektiven Traumata und deren Überwindung zu.

Vera King (Hamburg) schlägt einen Bogen von den Geschlechterstereotypen der Nachkriegszeit zu den gegenwärtigen: Es gebe nach wie vor kaum „egalitäre Familienformen“. Intergenerationell wirkten hier Erbschaften der Nachkriegszeit nach. Das Wirksamwerden einer neuen Väterlichkeit (d.h. einer fürsorglichen, emotionalen Erziehung des Nachwuchses durch die Väter) erweise sich aufgrund biographischer, psychischer und ideologischer Brüche als mühsamer Prozess, vor allem in Deutschland. Gleichwohl ließ sich auch eine Reihe von Veränderungen beobachten.

Jürgen Reulecke (Gießen) verbindet eine historische Langzeitperspektive mit psychohistorischen Fragestellungen. Er stellt folgende Aspekte in den Mittelpunkt seines Beitrags: Zum Werden eines reifen „Selbst“ gehöre das Erlebnis der Empathie im Kleinkindalter, das Erlebnis von Vorbildern und Idealen in der Zeit des Heranwachsens und die Fähigkeit, sich in anderen zu spiegeln. In all diesen Zusammenhängen habe mehreren Altersgruppen Heranwachsender im 20. Jahrhundert etwas „gefehlt“: Die Vätergeneration der Kriegskindergeneration des Zweiten Weltkriegs sei zwar noch mit Idealen von männlicher Ehre und Stärke aufgewachsen, habe diese aber in den eigenen Familien bereits nicht mehr erlebt und somit vorbildliche Väterlichkeit nicht verkörpern und weitergeben können. Auf die vaterlosen Söhne des Ersten folgten dann als nächste Altersgruppe die vaterlosen Söhne des Zweiten Weltkriegs in einer erneut als „vaterlos“ apostrophierten Gesellschaft. Lediglich andeutungsweise werden Zusammenhänge zwischen persönlichen Erfahrungen und Forschungsthemen in dem Beitrag von Roland Eckert in unserem Band sichtbar,²⁰ deutlicher in dem Aufsatz von Jürgen Reulecke.

20 In einem Interview mit dem Deutschlandfunk hat Eckert einige wenige deutlich persönliche Sätze formuliert: „Das war schon sehr schmerzhaft. Und hat so auch ein-

Insa Fooken (Siegen) entwickelt – ausgehend von dem Material subjektiver Selbstdeutungen des bereits erwähnten Samples der von Barbara Stambolis befragten vaterlosen Töchter der Kriegskindergeneration²¹ – eine Typisierung der Bewältigung des frühen Vater-Verlusts. Zwar hätten alle Befragten kriegsbedingt den Vater verloren, dennoch unterschieden sich die äußeren und „inneren“ Bedingungen stark, unter denen der Verlust stattfand und erlebt wurde. So fielen bei allen auch in der Lebensphase des Alters die „Ergebnisse“ sehr unterschiedlich aus. Fooken unternimmt eine Bestimmung verschiedener „Lebensmuster“ vaterloser Töchter.

Barbara Stambolis (Paderborn) stellt heraus, vaterlose Töchter der Geburtsjahrgänge 1930 bis 1945 hätten wohl mehrheitlich unter den überwiegend weiblichen Haushalten gelitten, in denen sie aufwuchsen. Sie wurden stärker kontrolliert und gegängelt und standen auch unter stärkerem moralischen Druck als ihre Brüder. Vaterlosen Töchtern und ihren Müttern wurde zudem weniger Kompetenz in der „Lebensmeisterschaft“ zugetraut als Familien mit Vätern. Trotz ihrer „Stärken“ und obwohl mehrheitlich das Gegenteil der soeben erwähnten Annahmen zutrifft, haben die Befragten bis heute das Gefühl, auf „unsicherem Grund“ zu stehen: Sie haben schon als Kinder nicht „auf Vaters sicherem Arm die Welt erkunden“ können. Auch später haben sie die väterliche Stärkung ihres Selbstbewusstseins entbehrt. Viele versuchen indes im Alter die Wunden aus ihrer Kindheit in ihr Leben zu integrieren und sind dabei sehr sensibel für Fragen sich möglicherweise wiederholender Schicksale in ihren Familienbiographien.

Fooken kommt aus entwicklungspsychologischer Sicht und mit entsprechenden fachspezifischen Instrumentarien zu teilweise ähnlichen Ergebnissen wie Stambolis. Die Auswertung des Materials, so stellen z.B. beide weitgehend übereinstimmend fest, ergibt eine höchst intensive Vatersehnsucht bei den betroffenen Frauen, die sich bei manchen vaterlosen Töchtern im Alter geradezu zu einem Daseinsthema ausweitet.

Lu Seegers (Hannover) differenziert vor allem zwischen den gesellschaftlichen Bedingungen des Aufwachsens vaterloser Kinder in der BRD, der DDR und Polen. Sie macht damit auf nach wie vor bestehende Desiderate der Forschung aufmerksam, und zwar im deutsch-deutschen Vergleich

fach Weltvertrauen zerstört, das sich eben auch sehr stark an meinen Vater richtete. Und dann war natürlich so die männliche Geschlechterrolle für mich schwieriger zu erwerben oder auszubilden oder zu profilieren. Und das hat dann auch ähnlich wie bei einigen, die auch in der Literatur vorkommen dann auch zum Anschluss an männliche Gruppenbildung so à la Pfadfinder geführt, wo das dann eher geleistet war. Man war auch eigentlich immer auf der Suche nach Älteren, die einem dies oder jenes sagen können.“ Vgl. <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/studiozeitks/1555183/>, zuletzt aufgerufen am 24.05.2012.

21 Fookens Beitrag lagen die Antworten des Befragungsprojekts „Vaterlose Töchter“ von Barbara Stambolis zugrunde.

und bezogen auf europäische Perspektiven. In der DDR seien die Witwen schnell in den Erwerbsprozess integriert und die Kinder weniger benachteiligt worden. Die berufliche Laufbahn vaterloser Söhne sei stärker staatlich geprägt gewesen, der Wunsch der Söhne, Vorstellungen des Vaters gerecht zu werden, habe daher weniger Raum gehabt. In West wie Ost hätten für Töchter die Trauer der Mütter und der Versuch, ihr Leid wiedergutzumachen, im Mittelpunkt gestanden. Als Erinnerungsgemeinschaften hätten sich die Kriegskinder in West- stärker als in Ostdeutschland etabliert; in Polen sei die Situation noch einmal anders gewesen.

In der Diskussion während der Veranstaltung, auf der unser Band aufbaut, wurde die Frage nach noch nicht absehbaren Folgen heutiger Vaterlosigkeit und möglicherweise ähnlichen Langzeitfolgen wie für die Kriegsgeneration des Zweiten Weltkriegs gestellt.²² Eine Teilantwort darauf ermöglichen Ausführungen von *Klaus Lieberz* (Mannheim), der als Ergebnis von Langzeituntersuchungen folgendes herausstellt: Der Vater sei als Entwicklungsmotor für die Selbstentwicklung und Selbstregulation in ebenso hohem Maße wichtig wie für die spätere psychische Gesundheit, jedoch könne nicht holzschnittartig davon ausgegangen werden, ein fehlender Vater sei beeinträchtigender als beispielsweise ein süchtiger, gewalttätiger oder suicidal. Die Komplexität der Familienzusammenstellung müsse auf jeden Fall berücksichtigt werden. Als weiteres Ergebnis der Untersuchungen sei festzuhalten, in manchen Fällen sei es möglicherweise „gesünder“, keinen Vater zu haben als einen schlechten.²³

Antworten darauf, ob man solche Muster, ähnlich wie dies Fooker mit Blick auf vaterlose Töchter beschreibt, auch auf Männer, d.h. vaterlose Söhne der hier im Mittelpunkt stehenden Altersgruppen anwenden kann, wären eine eigene Veranstaltung wert; die Nachhaltigkeit von Wirkungen des Vaterverlusts in einzelnen männlichen Lebensgeschichten jedenfalls demonstriert *Martin Teising* (Kassel). Er berichtet aus der psychoanalytischen Praxis am Beispiel eines Patienten aus der Kriegskindergeneration, in

22 Vgl. auch Klaus Lieberz, Matthias Franz, Heinz Schepank: Seelische Gesundheit im Langzeitverlauf – Die Mannheimer Kohortenstudie. Ein 25-Jahres-Follow-up, Heidelberg 2011.

23 Leider ist der Vortrag von Elmar Brähler (Leipzig) nicht in unseren Tagungsband eingegangen. Er fasste Ergebnisse seiner Befragungen zu Langzeitfolgen kriegsbedingt vaterlosen Aufwachsens (Abwesenheit des Vaters für mehr als zwei Jahre) folgendermaßen zusammen: Repräsentativuntersuchungen der Jahre 2003/2007 ergäben zweifelsfrei, dass vaterlose Kriegskinder im Erwachsenenalter eindeutig stärker unter körperlichen Störungen auf psychischer Grundlage litten als Kinder mit Vätern derselben Altersgruppen. Frauen seien zudem stärker betroffen als Männer. Depressive Symptome seien dann besonders signifikant, wenn als Belastungen Vaterlosigkeit, Flucht- und Bombenkriegserfahrungen zusammengekommen seien. Vaterlose ließen zudem eine geringere „Lebenszufriedenheit“ erkennen, sie nähmen auch häufiger ärztliche Hilfe in Anspruch.

dessen Geschichte sich Probleme mit seinem „Kriegsvater“ widerspiegeln (Herzerkrankungen, depressive Symptome). Teising gehört zu denjenigen Autoren, die ausdrücklich einen persönlichen Bezug zu ihrem Thema herstellen.

Gudrun Lehmann-Scherf (München) setzt sich mit Vätern und Müttern in Märchen aus psychoanalytischer Sicht auseinander und stellt Muster vor, nach denen Helden und Heldinnen in Märchen sich aus dem Elternhaus lösen, schwierige Lebenssituationen meistern und ihren eigenen Weg ins Leben finden. Sie berichtet zudem aus der Praxis, inwiefern Menschen ihre persönlichen Konflikte mit Vater oder Mutter über subjektive Märchendeutungen bearbeiten können. Dass vaterlos aufgewachsene Frauen aus der Kriegskindergeneration sich in besonderer Weise in literarischen Erzählungen von Waisenkindern oder in dem Märchen Hänsel und Gretel wiederfinden, findet durch die Ausführungen von Lehmann-Scherf wenigstens ansatzweise eine Erklärung.

Karin Weglage (Münster) hat einen vaterlos aufgewachsenen Sohn aus der Kriegskindergeneration des Zweiten Weltkriegs und dessen Sohn befragt. Ihr Beitrag regt Betroffene dazu an, in Familiengesprächen Vaterverlust Erfahrungen zu thematisieren. Insofern mag dieses Beispiel dazu beisteuern – auch jenseits wissenschaftlicher Diskurse – weitere Gespräche in Gang zu setzen, die, wie eingangs bereits erwähnt, in einer breiten Weise in einer interessierten Öffentlichkeit bereits aufgegriffen werden, worauf *Maria Kröger* (Münster) im Nachwort hinweist.

Über das Fehlen der realen Vaterlosigkeit in Mitscherlichs „Vaterloser Gesellschaft“

1. Fehlt die „Vaterlosigkeit“?

In einer Passage seiner traurig elegischen Abrechnung mit seinem Vater, 1980 erstmals unter dem Titel „Suchbild. Über meinen Vater“ erschienen, nimmt der Graphiker und Autor Christoph Meckel in einer paradox rätselhaften Passage auf das Werk Alexander Mitscherlichs Bezug: „Die Vaterlosigkeit fehlte, sie fehlte und fehlte. Es fehlten Verschütten, Zerschlagen und Überschäumen. Es fehlte die gute und schöne Maßlosigkeit, aber der Mehltau, der Mehltau war immer da.“¹ Damit reagiert Meckel, ohne dass er dies in dieser biographischen Reflexion eigens begründet, auf eine eigentümliche Kluft, die Alexander Mitscherlichs Hauptwerke durchzieht: Während sich die gemeinsam mit Margarete Mitscherlich verfasste Studie zur „Unfähigkeit zu trauern“ – erschienen 1967 – ausführlich mit den sozialpsychologischen Voraussetzungen und Konsequenzen des Nationalsozialismus auseinandersetzt,² findet sich in dem vier Jahre zuvor von ihm alleine verfassten Werk über die „Vaterlose Gesellschaft“ zu dieser Thematik relativ wenig. Die von Mitscherlich im früheren Werk kritisierte Führerbindung der Deutschen wird mit David Riesman und Sigmund Freud in „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ als Resultat mangelnder authentischer Väterlichkeit untersucht. In abschließenden Bemerkungen über kommunistische Vorstellungen zu einer nicht mehr patriarchalen Gesellschaft vermutet Mitscherlich mit Paul Federn, dass die Versuche der Räterevolution, an die Stelle der Väterordnung eine Geschwisterordnung zu setzen, eine tiefe Angst ausgelöst hätten, deren „Reaktion die irrationale Haseinstellung“ gegen den ist, der solche Konsequenz vorschlägt, so Alexander Mitscher-

1 Christoph Meckel: Suchbild. Über meinen Vater (Düsseldorf 1980), hier zitiert nach der Ausgabe München 2005, S. 135.

2 Alexander und Margarete Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens, München 1967.

lich. Die Schwäche des Vaters, so Mitscherlichs Schlussfolgerung, „soll dadurch ungeschehen gemacht werden, dass ihm ein neuer mit unverbrauchter Stärke folgt.“³

2. Vaterlosigkeit und Autoritarismus

Auf jeden Fall: Ein Zugang zu Mitscherlichs umfassendem und voraussetzungsreichen frühen Buch eröffnet sich am ehesten, wenn man es von seiner zentralen, Mitscherlich auch persönlich berührenden Frage her versteht: der Frage nach Funktionen und Formen des Gehorsams. Hier folgt Mitscherlich, der – anders als die Mitglieder des Instituts für Sozialforschung während des Nationalsozialismus nicht in die Emigration gezwungen wurde – einer gleichwohl identischen Fragestellung, die dort freilich als das Problem des „Autoritarismus“ untersucht wurde. Es ging um die für die politische Kultur Deutschlands so entscheidende Frage, wie es zum Nationalsozialismus und nicht zuletzt zu den von Hunderttausenden arbeitsteilig betriebenen mörderischen Verbrechen an den europäischen Juden kommen konnte; zu Verbrechen, die von Personen begangen wurden, die auf der Basis ihrer meist konventionellen Sozialisation wissen mussten, dass das, was sie betrieben oder woran sie als Mitläufer beteiligt waren, moralisch falsch war. Was motivierte Menschen, daran mitzutun?

„Sind wir“, so fragt Mitscherlich aus der Mitte einer – seiner – nationalen Gemeinschaft heraus „zu gehorsam, gleichsam zu leichtfertig im Einschwenken auf dekretiertes Verhalten? Fehlt uns die Zivilcourage? Oder, und wo, sind wir zu wenig gehorsam? Was ist die Ursache dieses Zerfalls von Gehorsamsordnungen in der Geschichte? In welchem sozialen Zusammenhang, in welcher Rolle könnten wir allzu destruktiv-rücksichtslos, gesetzes- und gehorsamsverachtend, in welcher untertänig, devot, gehorsamsversessen sein? Was wirkt befreiend in der Ordnung und was versklavend?“⁴

Über die emanzipatorische Zielbestimmung hinaus bietet Mitscherlich zur Erklärung der Ursachen der verhängnisvollen, mörderischen Botmäßigkeit der Deutschen vier theoretische Zugänge auf: die philosophische Anthropologie, die rollentheoretische Soziologie, eine Theorie der arbeitsteiligen Industriegesellschaft sowie eine sozialpsychologisch entfaltete Psychoanalyse. Als Motor seiner Anstrengungen führt Mitscherlich die Einsicht in die Hinfalligkeit menschlicher Moralen ebenso an wie den Wunsch, die Fesseln des eigenen Gewordenseins wenigstens als solche erkennen zu können: „Der eigene Charakter wie die zu Institutionen geronnenen Ein-

3 Alexander Mitscherlich: Auf dem Weg in die vaterlose Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie (1963), Weinheim 2004, S. 368.

4 Ebd., S. 211.

sichten der sozialen Umwelt können gleichermaßen zur Fessel werden, sowohl für die Einsicht selbst wie für die Aktionen, die einer besseren Einsicht zu folgen hätten.⁵

An diesem Punkt – und hier wird der Psychoanalytiker ganz zum Pädagogen, ohne sich auf die Tradition psychoanalytischer Pädagogik zu beziehen – habe Erziehung einzusetzen: „Die Klippe der Erziehung [...] liegt in der Entscheidung: Sublimierung oder Triebunterdrückung.“⁶ Unter „Sublimierung“ versteht Mitscherlich mit Freud Verhaltens- und Handlungsweisen, die die Intensität des Triebes beibehalten, jedoch ihre Richtung und ihre Objekte ändern, etwa, wenn aggressiv veranlagte Personen Berufe mit produktiven oder sozial nützlichen Formen der Verletzung ergreifen, z.B. die Chirurgie. Königsweg einer auf Sublimierung zielenden Erziehung ist die „tolerantere, einfühligere, einfallsreichere Führung eines Kindes aus dem Triebgehorsam in den Lern- und Gewissensgehorsam.“⁷ Da eine tolerante Führung zwar unrealistische Wünsche im Ganzen versagt, aber doch eine partielle Erfüllung von Triebwünschen zulässt, entstehen Persönlichkeiten, die beim inneren Gewährwerden unerfüllbarer oder verbotener Wünsche nicht in Angst vor Schuld geraten und auch nicht dazu neigen, ihr eigenes Selbstbild, ihr „Ich-Ideal“ nach dem Muster anderer, fremder Wunscherfüllung zu gestalten, sondern die eigenen Triebwünsche wahrnehmen und sie in einem angemessenen Verhältnis zu ihren Befriedigungsmöglichkeiten registrieren. Vor diesem Hintergrund ist Mitscherlichs Erziehungsprogramm eindeutig: Ihm geht es darum, dass Erwachsene, namentlich die Väter, ihren Charakter ändern, um einfühlsamer auf ihre Kinder eingehen zu können, wobei sich Mitscherlich in heute auffälliger Weise vor allem für das Vater-Sohn-Verhältnis interessiert. Dass sich Mitscherlich mit der „Vaterlosen Gesellschaft“ beschäftigt und dabei die Mütter übergeht, bzw. das Vater-Tochter- sowie das Mutter-Tochter-Verhältnis weitgehend vernachlässigt, wirkt heute wie ein undurchschauter Reflex, wie eine von der Geschlechtsrollenproblematik noch nicht berührte, vor-feministische Position.

Indes trägt dieser Eindruck: Mitscherlich kann genau angeben, warum er speziell das Verhältnis von Vater und Sohn in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen stellt: Ihm erscheinen die westlichen Gesellschaften, zumal die westdeutsche, 20 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg als „paternistische Gesellschaften“: Die Vater-Sohn-Beziehung steht für Mitscherlich auch noch 1965 beispielhaft für andere familiäre Konstellationen „zwischen Vater und Tochter, Sohn und Mutter, zwischen den Söhnen und nicht zuletzt auch zwischen den Söhnen selbst.“ Das setzt einen kleinsten gemeinsamen Nenner voraus: dass nämlich menschliche Lebensläufe bei aller sonstigen Ver-

5 Ebd., S. 373.

6 Ebd., S. 230.

7 Ebd., S. 229.